



Mädchen aus dem Kinderdorf von Berlin-Moabit: Wohlverhalten, Rebellion und Abnabelung – alle Gefühlswelten von Kindern werden auch hier durchlebt.

Fotos: Kuenzlig/SOS-Kinderdorf

Der Traum von der heilen Familie

Zuhause Fast alle SOS-Kinderdörfer stehen in ländlicher Idylle, nur das von Berlin ist die Ausnahme. Kinder, die von den Eltern vernachlässigt werden, sollen sich in der Großstadt geborgen fühlen. *Von Katja Bauer*

Gibt es heute wieder Abendbrot? Jasmin ist acht Jahre alt, und in ihrem Leben war bisher nicht viel selbstverständlich: das Abendessen nicht und auch nicht, ob sich jemand am nächsten Morgen um sie kümmern würde. Manchmal war Jasmins Mutter für sie da. Manchmal war die Mutter so betrunken, dass sie nicht mehr daran dachte, da zu sein. So ein Leben gräbt sich ein in eine Kinderseele. Es hat eine Weile gedauert, bis das Mädchen begreifen konnte, dass es von jetzt an jeden Abend etwas zu essen geben wird, dass sie nicht immer im Kühlschrank nachsehen muss, ob auch wirklich Lebensmittel drin sind, und dass immer jemand da ist.

Heute sitzt Jasmin am Birkenholztisch in der Wohnküche, schaufelt mit der Nudelzange einen spiralförmigen Berg auf den Teller, und Birgit Kramm sagt etwas streng: „Iss erst mal auf, bevor du dir noch mehr holst. Es ist genug für alle da.“ Alle, das sind sechs Kinder im Alter von drei bis zwölf Jahren, dazu die Erzieherin Birgit, ihr Kollege André, eine Halbtagskraft, eine Praktikantin. „Ich bin ein SOS-Kind“, sagt Jasmin. „Mit richtigen Geschwistern und mit SOS-Geschwistern.“ Seit zwei Jahren lebt die Achtjährige im SOS-Kinderdorf von Berlin. Damals brachte das Jugendamt sie mit Zustimmung der Eltern hier unter, weil es zu Hause nicht mehr ging.

Kinderdörfer, die stellt man sich idyllisch vor, säuberlich verputzte Walmdachhäuschen auf dem Land, eine rotwangige Kinderdorfmami, die ständig kocht, bäckt und Rotznasen putzt, ein Garten ums Haus und am besten Felder, Kuhweiden, einfach ein Stück heile, alte Welt. Das Klischee ist so alt wie die Kinderdorfidee – die entstand nach dem Krieg, als Hermann Gmeiner nach einem Weg suchte, Kriegswaisen ein Zuhause zurückzugeben. Krieg hat es lange nicht gegeben, aber Waise kann man trotzdem werden. Auch wenn man, wie Jasmin, immer noch Vater und Mutter hat. „Wir haben es inzwischen mit Sozialwesen zu tun“, sagt Birgit Kramm. Kinder, die sich selbst überlassen sind, die nicht erzogen und nur rudimentär versorgt werden. Die in verwahrlosten Wohnungen sitzen und zusehen, wie die Eltern sich trennen, und die oft mit neuen Partnern konfrontiert werden. Die nicht wissen, was eine verlässliche Beziehung ist.

Das SOS-Kinderdorf in Berlin ist das erste in einer Großstadt überhaupt. „Die Zeit ist eine andere geworden, wir reagieren auf die Bedürfnisse der Kinder und der Familien“, sagt Silke Prziwara, die das Dorf mit aufgebaut hat. Als sich die Fachleute überlegten, was Kinder in der Großstadt brauchen, da war ihnen eines schnell klar: „Wir wollten auch Hilfe für diejenigen anbieten, die nicht aus den Familien herausgeholt werden. Und wir wollten erreichen, dass Stadtkinder, die Hilfe brauchen, nicht komplett aus ihrem Umfeld gerissen werden.“ So kam es, dass sich die Dorfidee wieder durchgesetzt hat, nur eben anders.

Das Dorf ist mitten in der Stadt gelandet, es hat kein Giebeldach und sieht auch nicht putzig aus: ein großer Bau mit viel Glas und Holz in der Waldstraße in Berlin-

Moabit. Man stutzt ein wenig, so schick und hell steht er zwischen dusteren Altbauten. Das Angebot der finanzkräftigen Organisation ist gewaltig. 81 festangestellte Mitarbeiter sind in Berlin beschäftigt, drei Viertel davon Pädagogen.

Das Stadtviertel ist eines, in dem mehr Menschen Hilfe brauchen als in vielen anderen Ecken der Stadt – die Zahl der Hartz-IV-Empfänger ist hoch, der Ausländeranteil liegt bei 70 Prozent. Es ist Mittagszeit, im Erdgeschoss des Glaskastens herrscht Hochbetrieb. Ein paar Studenten sitzen an Tischen, daneben Mütter mit kleinen Kindern, ein Stück weiter eine Gruppe grauhaariger Frauen, daneben Mädchen im Teenialter mit Kaffeetassen. SOS betreibt hier ein Restaurant, es gibt Frühstück, Mittagessen und Kaffee, zu günstigen Preisen. „Das Restaurant ist unser Türöffner“, sagt Christel Weiher. Die Sozialpädagogin leitet den Familientreff – hier wird all das angeboten, was sich vielleicht in einer intakten Gemeinde von selbst organisieren würde.

Wer zum Kaffee hereinschaut, der sieht vielleicht auch, dass sein Kind hier kostenlose Hausaufgabenhilfe bekommt oder einen Computerkurs, dass es ein Theater- und ein Kunstprojekt gibt. Nebenan gibt es Sport für Senioren, Musikurse für Kleinkinder, einen Nähkurs. „Wir wollen Eltern und Kinder darin unterstützen, ihre Stärken zu entdecken“, sagt Weiher. Viele Eltern finden den Weg auch deshalb hierher, weil ihre Kinder die angeschlossene Kita besuchen. „Das Café nimmt den Besuchern die Ängste vor irgendwelchen Psychofrauen im Obergeschoss“, sagt Astrid Walter. Sie berät Familien bei Problemen – oft entsteht der erste Kontakt im Restaurant. Von den drei Beraterinnen spricht eine Türkisch, eine Deutsch, die dritte Arabisch und Kurdisch. Im ersten Gespräch kann es um Alltagsprobleme gehen, aber „auf diese Weise erfahren die Familien dass sie sich bei uns Hilfe holen können“, sagt Walter.

Elternkurse sind beliebt, aber das war nicht immer so. Dagmar Becker, die sich um Familienbildung kümmert, erinnert sich, wie sie vor fünf Jahren anfang und alle möglichen Kurse anbot. „Es kam einfach



Eine Kita ist ans Kinderdorf angeschlossen, zu den Familien gibt es somit frühen Kontakt.

keiner.“ Die Hemmschwelle war zu groß. Becker hat ein Nachbarschaftsprojekt gestartet. Sie hat acht Familien zu einem regelmäßigen Nachmittagstreff eingeladen. Der beginnt mit einem Essen, das von einer Familie gekocht wird, es wird gespielt, geredet, die Nachbarn lernen sich kennen und merken, dass andere in ähnlichen Situationen leben und vergleichbare Probleme haben und dass es Lösungen gibt. Vielleicht hätten solche Erfahrungen auch den Eltern von Jasmin geholfen, wenn sie sie hätten machen können. Kinder jedenfalls können sich nur selten Hilfe selbst holen – ihr Schicksal zu ändern ist die Kernaufgabe von SOS. Vier Kinderdorffamilien sind in Berlin zum Zuhause für momentan 22 Kinder geworden.

Birgit Kramm ist die Kinderdorfmutter für sechs. Die Erzieherin lebt fünf Tage und Nächte die Woche mit den Kindern, zwei Tage hat sie frei. Was sie tut, ist mehr als ein Job – aber zu viel Gefühl und eine völlige Zuwendung wie zu eigenen Kindern erlaubt sich die Fachfrau aus gutem Grund nicht. „Wir nehmen die Kinder auf und wir nehmen sie an. Aber sie haben Eltern, und wir und sie wissen das und respektieren das.“ Bindung und Halt zu geben, ist die Aufgabe der Ersatzfamilie; diese Verbindlichkeit macht den Unterschied zu einer Betreuung im Heim aus.

Die Kinder kommen oft mit einer Mischung aus Misstrauen, Angst und Schuldgefühlen. „Manche denken und sagen dann: Mama hat ja trinken müssen, weil ich wieder nicht brav war.“ Da heißt es durchatmen und erklären – wieder und wieder. Zwei Jahre dauert es, bis die Kinder richtig

angekommen sind. Die Umstellung ist keine kleine – für viele ist die Erfahrung neu, dass es Rituale gibt, dass Termine und Verabredungen eingehalten werden müssen. Auch emotional wird erst einmal alles durchlebt: Wohlverhalten, Rebellion, Heimweh und Abnabelung. Wäre das nicht vielleicht sogar besser möglich in einem idyllischen Kinderdorf im Irgendwo?

„Wir finden es gerade wichtig, dass die Kinder hierbleiben können“, sagt Kramm. So ändere sich nicht alles: die Kita, die Schule, der Freundeskreis. Und da die Eltern auch mit den Eltern bleiben, häufig mit dem Sorgerecht, erleichtert die räumliche Nähe den Kontakt. „Die Kinder sollen ihre Eltern regelmäßig treffen können“, sagt Kramm. „Letztlich arbeiten wir mit den Eltern darauf hin, dass die Kinder irgendwann in ihre Familie zurück-

„Ich würde am liebsten wieder zurück zu meiner Mutter.“

Jasmin (8), seit zwei Jahren im SOS-Kinderdorf Berlin

kehren können.“ In der Mehrzahl der Fälle ist das Illusion. Von den sechs Kindern in ihrer Familie gibt es derzeit kein Elternteil, das es schafft, einmal im Monat ein Treffen einzuhalten. „Die Eltern sind mit eigenen Problemen beschäftigt“, sagt die Erzieherin. Sie klingt dabei neutral. Aber es ist oft schwierig zuzusehen, wie die Kinder, die ihre Eltern lieben, ständig Enttäuschungen und Ablehnung verkraften müssen.

Trotzdem ist es besser, den Kontakt aufrechtzuerhalten. „Sonst entsteht ein verklärtes Elternbild“, sagt Birgit Kramm. „Es ist für die Kinder hilfreich, wenn sie ihre Lage richtig einschätzen können.“ Auch wenn es wehtut, wenn Mama wieder nicht anruft, wenn sie wieder nicht zur Verabredung kommt – „es ist ein realistisches Bild“. Jasmin zum Beispiel macht die Erfahrung, dass ihre Mutter sich nicht meldet.

„Dann stellen die Kinder Vergleiche an und sagen selbst: ich liebe hier, weil das besser ist.“ Das bedeutet nicht, dass Jasmin mit ihrem Leben immer glücklich wäre. Nach dem Mittagessen sitzt sie am Tisch und träumt vor sich hin. Sie will später ihren Bruder besuchen, der erst seit kurzem in einer anderen Kinderdorffamilie lebt. Das wühlt sie auf. „Ich würde am liebsten zurück zu meiner Mutter“, sagt Jasmin. „Zusammen mit all meinen Geschwistern.“ Fünf Namen zählt sie auf. Die meisten hat sie eine ganze Weile nicht gesehen. Wie sie so redet, spürt man es: Jasmin weiß genau, dass die Geschichte von der heilen Familie nur ein Traum ist. Aber hier, in ihrem derzeitigen Zuhause, kann sie wenigstens davon erzählen.

Exklusiv beim Landeschef

Verdacht Jürgen Rüttgers behauptet, er habe keine Gespräche verkauft. Daran gibt es Zweifel. *Von Barbara Thurner-Fromm*

Wer bisher nicht zum Kreis der Gesprächspartner von Jürgen Rüttgers gehört hat, durfte vermuten, er sei nicht wichtig genug. Schließlich ist der Ministerpräsident des größten Bundeslandes ein vielbeschäftigter Mann, der nicht die Zeit hat, sich mit Krethi und Plethi zusammensetzen. Inzwischen könnte man aber auch glauben, man habe nur versäumt, dafür genügend Geld an die CDU zu zahlen. Zwar dementierte Rüttgers umgehend den Vorwurf, es gebe für 6000 Euro exklusive Unterredungen am Rande des CDU-Parteitags im März mit ihm, doch er kann nicht bestreiten, dass Sponsoren aus der Parteizentrale Briefe mit entsprechenden Angeboten erhielten.

Neue Aussagen deuten nun zudem darauf hin, dass dies kein einmaliger Ausrutscher ist, sondern vielmehr langjährige Praxis ist. Angesichts dessen scheint nur sehr schwer vorstellbar, dass Rüttgers, der ja auch CDU-Chef seines Landes ist, davon nichts gewusst haben soll. Schließlich müssen solche Gespräche ja mit seinem Terminkalender abgestimmt worden sein. Für Rüttgers, der sich gern als Arbeiterführer, das soziale Gewissen seiner Partei und der wahre politische Nachfolger von Johannes Rau in Szene setzt, sind die Vorwürfe zweieinhalb Monate vor der Landtagswahl jedenfalls brandgefährlich. Schwarz-Gelb ist zu Recht hochnervös.

Alarmsignal

Nato Bitter für das Bündnis: die Niederlande machen in Afghanistan nicht mehr mit. *Von Adrian Zielcke*

Die westliche Allianz tut sich sehr schwer in Afghanistan. Es geht inzwischen um weit mehr als das Schicksal des Landes am Hindukusch. Der Kampf um Afghanistan ist weltweit zum Symbol dafür geworden, ob der Westen, die Nato noch geschlossen und effektiv handeln kann oder nicht. Deshalb hätte kein Taliban der Allianz mehr schaden können, als es das Nato-Mitglied Niederlande tut.

Der Rückzug der niederländischen Truppen bedeutet den Anfang vom Ende des Bündnisses. Die Solidarität, die unter dem Zwang des Kalten Krieges mehr als vierzig Jahre gehalten hat, zerbricht. Das Motto der Nato lautet: Alle für einen, einer für alle. Das heißt, man handelt zusammen. Das war die Idee. Die Wirklichkeit zeigt, dass die Zustimmung zum Krieg in Afghanistan in fast allen westlichen Ländern bröckelt. Weder die nationalen Regierungen noch die Nato selbst haben es verstanden, für den Einsatz am Hindukusch bei den eigenen Wählern zu werben, ja zu kämpfen.

So aber bahnt sich ein Desaster an. Wenn der Krieg in Afghanistan alleine den Amerikanern zur Last fällt, zerbricht auch die Einheit des transatlantischen Raumes. Und der Westen wird in der ganzen Welt als ein Papiertiger angesehen werden, den niemand mehr sonderlich ernst zu nehmen braucht. Denn er will zwar ständig alle über Menschenrechte belehren, tut aber nichts.

Unten rechts

Souvlaki-Soli

Wolfgang Schäuble warnt davor, den Griechen Geld zu geben. Wegen der missverständlichen Aussagen des CDU-Politikers befürchten Experten einen massiven Anstieg der Zerschere in griechischen Restaurants. Immerhin können sich Zahlungsunwillige nun auf einen leibhaftigen Finanzminister berufen, wenn sie bei ihrem Stammgriechen die Annahme der Rechnung verweigern – und ihn wissen lassen, dass sie keinesfalls gewillt sind, für die Schulden aufzukommen, die er in den letzten Jahren aufgehäuft hat. Andere Gäste könnten behaupten, die Zahlen auf dem Kassenbeleg seien genauso getürkt wie die Haushaltszahlen, die Athen an die EU gemeldet hat. Statt vom Brutto sozialprodukt müsse man in dem Mittelmeerland mit der florierenden Schattenwirtschaft ohnehin eher von einem Brutobutalbetrag sprechen, lästern Kritiker.

Doch Schuldzuweisungen helfen nicht weiter. Zielführender wäre die Einführung eines Souvlaki-Soli, der direkt an die noch zu schaffende Landesgyroskasse des griechischen Finanzministers abzuführen ist. Zusätzliche Einnahmen ließen sich bestimmt auch generieren, wenn griechische Wirt den Rechnungsbetrag nicht – wie vielerorts üblich – durch Schätzverfahren, sondern mit Block und Stift oder Rechenmaschine ermitteln würden. *Werner Ludwig*

SOS-KINDERDÖRFER IN DEUTSCHLAND

Gründer 1949 gründete der damals 30 Jahre alte Medizinstudent Hermann Gmeiner den Verein SOS-Kinderdorf und legte in Imst in Tirol den Grundstein für das erste Familienhaus. Sein Ziel war, Kriegswaisen und verlassenen Kindern ein Zuhause zu geben.

Ersatzfamilie Den Schwerpunkt der SOS-Arbeit bilden die SOS-Kinderdörfer. In Deutschland betreut in der Regel eine SOS-Kinderdorf-Mutter mit ein bis zwei Erzieherinnen vier bis sechs Kinder in ihrer Familie. Das durchschnittliche Aufnahmealter der Kinder liegt bei sechs Jahren. Fast jedes dritte Kind hat zwei und



mehr Stationen hinter sich, bevor es ein dauerhaftes Zuhause in einem SOS-Kinderdorf findet.

Lebenshilfe Allein in den 121 deutschen SOS-Kinderdorffamilien leben 672 Kinder. Das jüngste Kinderdorf wurde 2005 in Berlin-Moabit eröffnet. Insgesamt gibt es hierzulande neben den

15 Kinderdörfern weitere 31 pädagogische Angebote, darunter Jugendhilfeeinrichtungen, Anlaufstellen für Mütter sowie Ausbildungs- und Beschäftigungszentren für Jugendliche. Mehr als 50 000 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene werden hier dauerhaft oder zeitweise betreut oder ausgebildet.

Förderer 1,8 Millionen Freunde und Förderer unterstützen SOS-Kinderdorf e. V. mit Spenden und Beiträgen. *tja*

Weitere Informationen unter www.sos-kinderdorf.de



Hermann Gmeiner, der Gründervater